SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

# Bild und Sprache: Zum Verhältnis zwischen konjunktivem Erfahrungsraum und Bildlichkeit - methodologische und forschungspraktische Konsequenzen

Rundel, Stefan

Erstveröffentlichung / Primary Publication
Sammelwerksbeitrag / collection article

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**
Rundel, S. (2021). Bild und Sprache: Zum Verhältnis zwischen konjunktivem Erfahrungsraum und Bildlichkeit - methodologische und forschungspraktische Konsequenzen. In A. Geimer, D. Klinge, S. Rundel, & S. Thomsen (Hrsg.), *Jahrbuch Dokumentarische Methode. Heft 4/2021* (S. 153-175). Berlin: centrum für qualitative evaluations- und sozialforschung e.V. (ces). https://doi.org/10.21241/ssoar.78309

**Nutzungsbedingungen:**
*Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de*

**Terms of use:**
*This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0*

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

*Stefan Rundel*

# Bild und Sprache: Zum Verhältnis zwischen konjunktivem Erfahrungsraum und Bildlichkeit – methodologische und forschungspraktische Konsequenzen

Infolge der zunehmenden Bedeutung des Bildes innerhalb der Dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2017) stellt sich die Frage nach seinem Verhältnis zur Sprache. Während in einigen Forschungsprojekten das Bild als Stimulus für Gruppendiskussionen genutzt und dementsprechend interpretiert wird, rücken bei anderen Arbeiten die Triangulation der beiden Datensorten und die damit verbundenen methodologischen und methodischen Fragen in den Mittelpunkt des Interesses. Dabei wird von einer gegenseitigen Validierung, Ergänzung oder Beeinflussung ausgegangen. Während einerseits Sabine Maschke (2015) die Ergebnisse der Interpretation von Fotografien und Interviews als Spannungsverhältnis betrachtet, werden andererseits Bild und Gruppendiskussion für eine „spiralförmig-triangulierende sinngenetische Typenbildung" (Hoffmann 2015, S. 340) genutzt. Dabei wird immer wieder Bezug auf Gottfried Boehm (1985, S. 447) genommen, der davon spricht, dass „Bild und Sprache an einer gemeinsamen Ebene der ‚Bildlichkeit' partizipieren". Dies wird als Argument für die Vergleichbarkeit beider Datensorten angeführt, ohne es methodologisch weiter auszuformulieren oder die Bildlichkeit näher zu bestimmen. Wie können Bild und Sprache methodologisch ins Verhältnis gesetzt werden und welche Konsequenzen hat dies für die Interpretation der unterschiedlichen Daten? Und wie kann dann das Verhältnis der Bildlichkeit, an der Sprache und Bild partizipieren, zur zentralen Kategorie des konjunktiven Erfahrungsraumes der Dokumentarischen Methode gedacht werden? Anhand eines aktuell laufenden Forschungsprojektes zu Berufsbildern soll dies in diesem Artikel diskutiert werden. Zunächst werden bisherige Arbeiten zu Bild und Sprache innerhalb der Dokumentarischen Methode vorgestellt (1), um an-

schließend auf die Kategorie der Bildlichkeit einzugehen (2). Auf der Grundlage erster Ergebnisse des Forschungsprojektes soll dann empirisch das Verhältnis von Bild und Sprache über die Bildlichkeit dargestellt (3) und abschließend ins Verhältnis zur Kategorie des konjunktiven Erfahrungsraumes gesetzt werden (4). Der Artikel endet mit sich hieraus ergebenden forschungspraktischen Konsequenzen (5) und einem Ausblick (6).

# 1 Bild und Sprache in der Dokumentarischen Methode

In den letzten Jahren sind zunehmend Arbeiten im Diskurs der Dokumentarischen Methode entstanden, die entweder Bild und Sprache in Form von Fotogruppendiskussionen miteinander verbinden (vgl. Dörner et al. 2011; Pallesen & Matthes 2020) oder als zwei eigenständige Datensorten betrachten (vgl. Hoffmann 2015; Maschke 2015; Stützel 2019; Rundel 2021). In ersterem Fall wird das Bild als Stimulus für eine Gruppendiskussion eingesetzt und die verbale Bearbeitung des Bildes innerhalb der Gruppe betrachtet. Das Bild dient hier weniger als eigenständige Erkenntnisquelle, sondern vielmehr als Reflexionsanlass und bildlicher Stimulus für die Gruppendiskussion. In den letzteren Fällen wird das Bild hingegen als eigenständiges Datenmaterial neben dem Text verstanden. So erstellte beispielsweise Nora F. Hoffmann (2015) Bilder auf Festivals und führte im Anschluss Gruppendiskussionen durch oder Porträtfotografien wurden bei Maschke (2015) im Verhältnis zu Interviews ausgewertet. Hierbei ergibt sich die Frage, inwiefern die Ergebnisse der bildlichen und sprachlichen Interpretation miteinander in Verbindung gesetzt werden können. Während Maschke in ihrer Arbeit ein triangulierendes Verfahren mit einer „wechselseitigen, zirkulären Bezugnahme von Interview und Fotoinszenierung“ (Maschke 2015, S. 235) vorschlägt, verfolgt Hoffmann den Weg einer „spiralförmigen Bezugnahme auf die beiden unterschiedlichen Materialsorten“ (Hoffmann 2015, S. 337). Indem verschiedene Materialsorten in einer spiralförmigen Bewegung miteinander in Bezug gesetzt werden, wird der Fall in seiner Absolutheit nicht immer deutlicher, sondern er wird zunehmend aufgefächert, da „durch den Bezug auf die unterschiedlichen Materialsorten ein verschieden konstituiertes Wissen über den Fall generiert wird, welches aber jeweils nur eine seiner Dimensionen oder Typiken betrifft“ (Hoffmann 2015, S. 339). Damit wird sowohl Wissen über den Fall generiert, das sich gegenseitig validiert und über die einzelnen Datensorten hinweg einen übergreifenden Orientierungsrahmen konstituiert, als auch Wissen, das sich widersprechen oder losgelöst nebeneinander stehen kann.

Auf die methodologische Frage, inwiefern Bild und Sprache überhaupt miteinander in Beziehung gesetzt werden können bzw. was als das den Vergleich strukturierende Dritte identifiziert werden kann, wird auf den Text „Zur Hermeneutik des Bildes“ von Boehm hingewiesen, in dem er formuliert, dass

„Bild und Sprache an einer gemeinsamen Ebene der ‚Bildlichkeit' partizipieren" (Boehm 1985, S. 447). Jedoch bleibt in der weiteren methodologischen Auseinandersetzung offen, was diese ‚gemeinsame Ebene der Bildlichkeit' ausmacht, wie Bild und Sprache begrifflich gefasst werden können (was hier also überhaupt miteinander trianguliert wird) und wie dies anschlussfähig an den konjunktiven Erfahrungsraum, als der zentralen Kategorie der Dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2017), gestaltet werden kann.

## 2 Die ‚gemeinsame Ebene der Bildlichkeit' bei Gottfried Boehm

In seinem Text „Zur Hermeneutik des Bildes" stellt Boehm (1985) fest, dass es Nachforschungen erfordert, „*wie* Bild und Sprache an einer gemeinsamen Ebene der ‚Bildlichkeit' partizipieren" (S. 447, H.d.V.). Hierfür problematisiert und zeigt er, dass sich Bild und Sprache fundamental unterscheiden, und fasst dies mit dem Begriff der ‚Potentialität'. Als Beispiel nennt er einen Baum, der sprachlich als Baum bezeichnet werden, sich aber in seiner Erscheinungsform unterscheiden kann (mit Blättern, ohne Blätter etc.). Im Bild hingegen erscheint der Baum in seinem Sein; Darstellung und Sein fallen in eins. „Daß nicht nur dieses und jenes *im* Bild vorkommt, sondern mit dem System seiner Repräsentanz simultan hervortritt, verleiht dem Bilde jenen Zuwachs an Potentialität, welcher es aus der Dienstfunktion einer Abbildlichkeit befreit und zu einem Element der Erkenntnis macht, in dem sich was überhaupt ‚ist', auf eine anschauungsbezogene Weise, als ein Sichtbares darstellt." (Boehm 1985, S. 466, H.i.O.) Dass Bilder nicht nur abbilden, sondern dass ihnen eine eigene Logik inhärent ist, zeigt sich eindrücklich an der modernen Kunst. Darin wird nicht eine ‚Sachlage' abgebildet, das Bild ‚ähnelt' nicht dem Gegenstand, der abgebildet wird, sondern das Bild repräsentiert auf eine ihm eigene Art und Weise die Gegenständlichkeiten (vgl. Mitchell 2008). Dabei stehen nicht die figürlichen Dinge im Bild selbst zueinander im Verhältnis, sondern sie konstituieren sich erst durch die Grenzen und die Kontraste zueinander. In den Fokus der Betrachtung des Bildes rücken somit die Unbestimmtheiten zwischen den Grenzen, die Leerstellen, die das Bild als Bild erscheinen lassen. „Das ikonisch Dichte ist das (von der verbalen Sprache aus gesehen) *Leerste* am Bilde: die *Nicht*-Figur, d. h. die gleichzeitige Beziehungsform von Figur zu Figur, von Figur zu Komposition, zu Farbaufbau etc." (Boehm 1985, S. 463, H.i.O.) Damit wendet sich Boehm gegen die Schichtentheorie von Erwin Panofsky, die zwar mit ihren Interpretationsschritten der vor-ikonografischen, ikonografischen und ikonologischen Interpretation in der Dokumentarischen Methode im Rahmen der formulierenden Interpretation Anwendung findet, greift aber bereits der Weiterentwicklung von Max Imdahl vor, der sich auch die Frage stellte, wo denn bei Panofsky das Besondere am Medium des Bildes zu finden

ist, wenn letztendlich nur die Abbildungen der Gegenstände im Bild betrachtet werden. „Für Panofsky ist dagegen das Bild – sei es nun ein Kunstwerk oder auch nicht – nichts anderes als die Veranlassung eines wiedererkennenden, Gegenstände identifizierenden Sehens.“ (Imdahl 1996, S. 89) Imdahl stellt nun diesem „wiedererkennenden Sehen“ das „sehende Sehen“ gegenüber, „durch welches die Form- und Farbgebung nicht primär mit Bezug auf die dargestellten Gegenständlichkeiten, sondern mit Bezug auf die Gesamtkomposition und die Totalität des Bildes ihre Bedeutung gewinnt“ (Bohnsack 2014, S. 163). Mit seinen Analysen zeigt Imdahl, dass, wie auch bei Boehm formuliert, nicht die figürliche Darstellung die Besonderheit des Bildes ausmacht, sondern die Farbflächen, die Kontraste, die Leerstellen und Unbestimmtheiten.

Entgegen der Vermutung, das Bild nun in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, geht Boehm davon aus, dass das Verhältnis von Bild und Sprache betrachtet werden muss. Diese Ansicht spiegelt sich auch in seiner Ausrufung des *iconic turn* (vgl. Boehm 1995), die in Anlehnung an den *linguistic turn* erfolgt, womit er explizit an die Entwicklung der Philosophie und der Literatur- und Geschichtswissenschaften anschließt (vgl. Pfisterer 2019, S. 187). Bild und Sprache, so seine These, können gegenseitig übersetzt werden, und eine gelungene Übersetzung bedeutet dann nicht, dass das Bildhafte in der Sprache verschwindet, sondern dass es sich darin aufhebt. „In der gelungenen Übersetzung der beiden Medien stellt sich jene Ambiguität ein, bei der nicht länger ein (sprachliches) Original einer (bildlichen) Verdeutschung überzuordnen wäre.“ (Boehm 1985, S. 467) Dass eine Übersetzung möglich ist, gründet für ihn darin, dass beide an einer ‚gemeinsamen Ebene der Bildlichkeit‘ partizipieren. Diese zeichnet sich in der vorher angesprochenen Einheitsform von Sein und Erscheinung aus, in der der Übergang selbst zum Thema wird. Dabei versteht sie Boehm nicht als etwas, das ‚hinter‘ dem Bild liegt, sondern dem Bild und der Sprache eigen ist und bei einer gelungenen Übersetzung mit übersetzt wird. „Der Grund des Bildes hält sich nicht in irgend einer Weise hinter ihm zurück, sondern wird ganz Phänomen.“ (Boehm 1985, S. 454) Diese wird bei „jedem geglückten Übersetzungsvorgang zwischen Sprache und Bild *mit übersetzt*, d. h. der Grund als Basis der *Gemeinsamkeit* wie der *Differenz* beider wird mitübertragen.“ (Boehm 1985, S. 455, H. i. O.) Aus einer relationslogischen Perspektive kann hier auch von einer „komplementären Verschränkung“ (vgl. Alexander 2021) gesprochen werden. Bild und Sprache lösen sich in der Bildlichkeit nicht auf oder verschmelzen miteinander, sondern treten in eine Relation ein, in der die Eigenständigkeit erhalten und dennoch ein Verbindendes gefunden wird.

Während die Arbeiten in der Dokumentarischen Methode die Bildlichkeit methodologisch setzen, soll im Folgenden empirisch rekonstruiert werden, inwiefern Bild und Sprache an dieser gemeinsamen Ebene partizipieren und inwiefern das Verhältnis zur zentralen Kategorie der Dokumentarischen Methode, dem konjunktiven Erfahrungsraum, bestimmt werden kann. So spricht

auch Ralf Bohnsack davon, dass „derzeit eine theoriegeschichtliche Forschung, welche eine hohe Komplexität erreicht [im Vordergrund steht], ohne dass aber eine empirische Fundierung und eine aus der eigenen Forschungs*praxis* geschöpfte methodologische Reflexion dem zu entsprechen vermag" (Bohnsack 2017, S. 11, H. i. O.). An dieser Stelle sei bereits angemerkt, dass Bild und Sprache dem Forschenden niemals unvermittelt zugänglich sind, sondern immer in Form des Abbildes oder des Textes objektiviert werden. Daher gilt es, empirisch Bild und Sprache in Form von Abbildern und Texten zu interpretieren und daraus die Bild und Sprache vermittelnde Ebene der Bildlichkeit zu rekonstruieren und das Verhältnis zum konjunktiven Erfahrungsraum zu klären. Dies geschieht in einem aktuell laufenden Forschungsprojekt zu beruflichen Wechseln im Alter von 50+ (vgl. Rundel 2019), bei dem sowohl biografisch-narrative Interviews nach Schütze (1983) geführt, als auch Bilddaten erhoben wurden [1]. Anhand diskontinuierlicher Erwerbsbiografien soll der Frage nachgegangen werden, welche Berufsbilder einen beruflichen Wechsel und damit auch die Teilnahme an Weiterbildung orientieren. Mit Bezug auf das Konzept der Regulative (vgl. Wittpoth 2011) wird davon ausgegangen, dass nicht allein durch soziodemografische Daten ein beruflicher Wechsel verstanden werden kann, sondern auch Erfahrungen an früheren Bildungs- und Berufsübergängen sowie Erfahrungen im Beruf insgesamt relevant sind. Grundlagentheoretisch wird im Anschluss an die Wissenssoziologie von Karl Mannheim (1980) zwischen explizitem theoretischem und implizitem atheoretischem Wissen unterschieden. Während Ersteres den Befragten reflexiv zugänglich ist, kommt Letzterem eine handlungsleitende Funktion zu und es muss vom Forschenden rekonstruiert werden. Berufsbildern, im Sinne des Forschungsprojektes, ist explizites und implizites Wissen inhärent, die in ein Spannungsverhältnis treten und damit den konjunktiven Erfahrungsraum aufspannen (vgl. Bohnsack 2017). Methodisch wurde sowohl sprachliches Material in Form der transkribierten narrativ-biographischen Interviews erhoben als auch Bilder in Form objektivierter Abbilder. Im Anschluss an das Interview wurden die Befragten gebeten, dem Forschenden ein Abbild von ihrem früheren Beruf, ein Abbild von ihrem aktuellen Beruf und ein Abbild, was Beruf für sie bedeutet, zuzusenden. Ihnen wurde freigestellt, ob es sich um ein Symbolbild, ein eigens dafür angefertigtes Abbild oder ein bereits vorhandenes und für diesen Zweck ausgewähltes Abbild handelt. Die zwei Datensorten wurden zunächst, der Differenz von Bild und Sprache folgend, unabhängig voneinander ausgewertet (für die dokumentarische Bildinterpretation vgl. u. a. Bohnsack 2014; für die dokumentarische Interpretation von Interviews vgl. u. a. Nohl 2017). Im Zuge der sinngenetischen Typenbildung wurden dann in einem abduktiven, deduktiven und induktiven Vorgehen (vgl. Schäffer 2020) die

1 Bisher wurden im Rahmen des Forschungsprojektes neun Personen befragt.

sinngenetischen Typen über die beiden Datensorten und die Befragten hinweg gebildet. Anhand des empirischen Beispiels soll zunächst die Rekonstruktion der Bildlichkeit durch Bild und Sprache verdeutlicht werden, also die Verdichtung der in Bild und Sprache vorkommenden Aspekte, bevor im Fazit dann abschließend auf die Unterschiedlichkeiten zwischen Bild und Sprache eingegangen wird.

# 3 Die Suche nach dem passenden Platz in Bild und Sprache

Der sich im Bild und Interview dokumentierende konjunktive Erfahrungsraum einer *Suche nach dem passenden Platz* soll im Folgenden anhand des Eckfalles von Fritz Blau vorgestellt werden. Fritz Blau wurde 1960 geboren, besuchte die Realschule und dann das Gymnasium, das er mit dem Abitur abschloss. Nach seinem Zivildienst studierte er Betriebswirtschaftslehre, brach das Studium jedoch ab und begann ein Studium der Architektur. Bereits während des Studiums und nach dem Abschluss arbeitete er in verschiedenen Architekturbüros, bevor er sich als Architekt selbstständig machte. Nach einigen Jahren wechselte er in die Immobilienabteilung eines großen deutschen Konzerns. Dort war er über einen Zeitraum von 20 Jahren in zehn verschiedenen Positionen tätig. Mit 59 Jahren verließ er den Konzern und machte sich als Coach und Berater selbstständig.

## *3.1 Die unordentliche Ordnung im Bild von Fritz Blau*

Im Anschluss an das Interview sendete Fritz Blau dem Interviewer drei Abbilder zu: Ein Abbild von seinem früheren Beruf, ein Abbild zu seinem aktuellen Beruf und ein Abbild, was Beruf für ihn bedeutet. Im Folgenden wird zunächst das Abbild (Abb. 1), was Beruf für ihn bedeutet, einer dokumentarischen Bildinterpretation unterzogen und im Anschluss die zwei anderen Abbilder herangezogen. Dabei ist zu beachten, dass innerhalb der Dokumentarischen Methode der komparative Vergleich als konstitutives Merkmal anzusehen ist, das bereits während der Analyse zur Geltung kommt (vgl. Bohnsack 2014).

*Abbildung 1: Abbild ‚Bedeutung von Beruf' (Fritz Blau), anonymisiert*

Auf einer *(vor-)ikonografischen Ebene* lassen sich im Bildmittelgrund zwei zentrale Elemente identifizieren. Einerseits, in der rechten Bildhälfte, eine Person, die auf einem Stuhl sitzt, ein Bein auf das andere legt und die Hände verschränkt hat. Andererseits, in der linken Bildhälfte, ein Schrank, auf dem Zeitschriften und drei weitere Gegenstände liegen sowie eine Lampe und ein weiterer Gegenstand angebracht sind. Im Bildhintergrund sind am rechten Bildrand ein Vorhang zu sehen sowie auf der Höhe der Schulter der Person zwei Lichtschalter. Durch die fallenden Schultern, die auf den Armlehnen abgelegten Arme und die zurückgelehnte Haltung entsteht der Eindruck einer recht entspannten Sitzposition. Die Person blickt den Bildbetrachter frontal an und durch die hochgezogenen Mundwinkel und die Augenpartie lässt sich ein Lächeln erkennen.

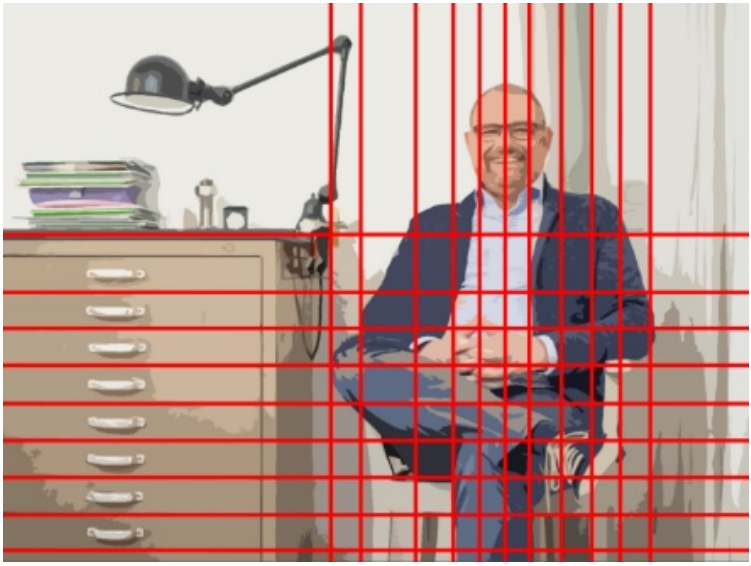

*Abbildung 2: Planimetrie 1 (dominante Linien)*

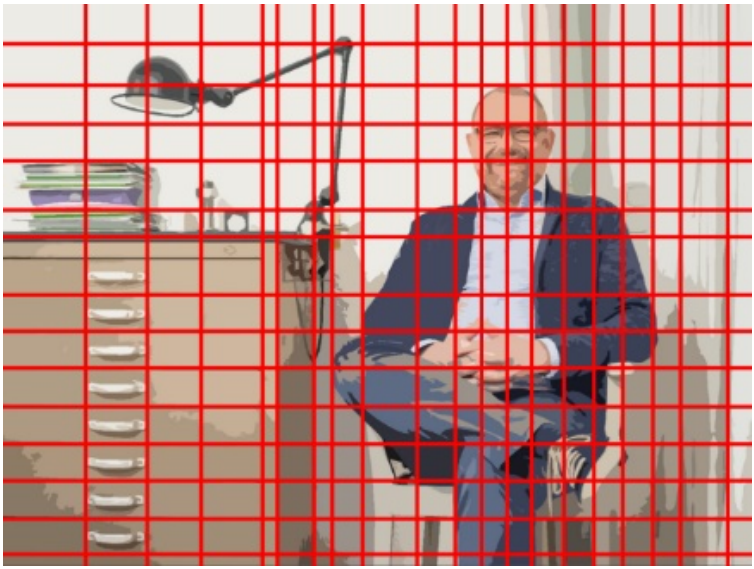

*Abbildung 3: Planimetrie 2 (alle Linien)*

Blickt man nun auf die Ikonik des Bildes, so fallen bei der *planimetrischen Betrachtung* die dominanten horizontalen Linien auf, die durch den Schrank, als auch die dominanten vertikalen Linien, die durch die Person gebildet werden (Abb. 2). Dies lässt zunächst eine geordnete Bildkomposition vermuten, da auch auf der ikonografischen Ebene auf den ersten Blick keine Gegenstände mit der Ordnung brechen. So denkt man, dass Nase, Knopfleiste des Hemdes, Daumen und Knie auf einer vertikalen Linie liegen, die das Bild dominiert. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass Daumen und Knie auf einer Linie liegen und Nase und Knopfleiste auf einer anderen. Zeichnet man noch weitere vertikale und horizontale Linien ein, die sich im Abbild ergeben (Abb. 3), so wird deutlich, dass die rechteckige Struktur des Bildes zwar eine Ordnung impliziert, diese jedoch durch die ungleichmäßige Größe der Rechtecke gebrochen wird. Im Bild dokumentiert sich eine spezifische Art und Weise der *unordentlichen Ordnung*. Auf der ikonografischen Ebene wird die Ordnung insofern unterstützt, als dass die Kleidung der Person aufeinander abgestimmt scheint (hellblaues Hemd, dunkelblaue Weste, blaue Hose), die Gegenstände auf dem Schrank akkurat angeordnet sind, der Stuhl symmetrisch vor den Rohren im Bildhintergrund steht etc. Jedoch fällt auch hier das Unordentliche auf den zweiten Blick ins Auge. Bei der Weste, dem Hemd und der Hose sowie dem Vorhang am rechten Bildrand sind mehrere Falten zu sehen, am Schrank sowie an der Tapete im Bildhintergrund sind eindeutig Abnutzungsspuren zu sehen und während die Zeitschriften zunächst auch als geordnet erscheinen, zeigt sich, dass eine Zeitschrift beispielsweise aufgeschlagen und umgeklappt ist. In der Ordnung des Bildes dokumentiert sich eine Unordnung oder mit anderen Worten: Die Unordnung wird geordnet.

Auf der Ebene der *szenischen Choreografie* tritt die Person mit ihrer unordentlichen Ordnung in ein Verhältnis zum Schrank, das sich ebenfalls als eine unordentliche Ordnung auszeichnet. Bei beiden zentralen Elementen des Bildes, Person und Schrank, irritiert diese Unordnung jedoch nicht, sondern sie ist wiederum selbst geordnet. Dies dokumentiert sich beispielsweise an der entspannten Körperhaltung der Person. Sie lächelt den Betrachter direkt an, hat ihre Arme entspannt auf die Lehnen des Stuhls und sich selbst nach hinten gelegt. Die *Perspektive* kann als eine Zentralperspektive identifiziert werden. Die Person ist mit dem Betrachter auf Augenhöhe, schaut ihn direkt an und erweckt dadurch den Eindruck, dass sie nichts zu verbergen hat. Dies unterstreicht die Entspanntheit der szenischen Choreografie.

Aus dem Abbild zur Bedeutung des Berufes lässt sich eine erste ikonisch-ikonografische Interpretation ableiten. Das Unordentliche, das Chaotische wird im Bild in eine Ordnung gebracht, ohne dass es verschwindet. Zieht man die *ikonotopische Dimension* (vgl. Dörner 2013) heran, wonach sich das Abbild im Bildraum ‚allgemeine Bedeutung von Beruf' befindet, kann der Schrank als Symbol für den Beruf und die Person als Fritz Blau interpretiert werden. Damit decken sich nun Person und Beruf über diese spezifische Art

und Weise der *unordentlichen Ordnung*. Weder das Unordentliche der Person tritt in Widerspruch zu einer Ordnung des Berufes, noch tritt die Unordnung des Berufes in Widerspruch zur Ordnung der Person. Fritz Blau hat seinen Platz im Beruf gefunden, was sich auch in seiner entspannten Haltung dokumentiert. Beruf bedeutet dann, einen Platz zu finden und eine Passung zwischen Person und Beruf herzustellen.

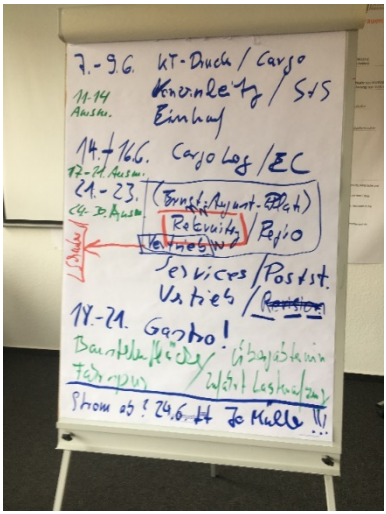


*Abbildung 4: Abbild ‚früherer Beruf' (Fritz Blau)*

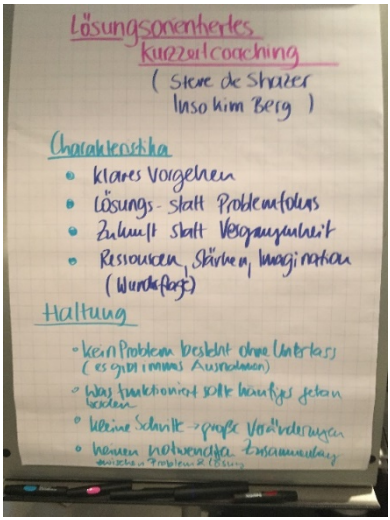


*Abbildung 5: Abbild ‚aktueller Beruf' (Fritz Blau)*

Dies deckt sich mit den Abbildern von Fritz Blau zum früheren und aktuellen Beruf. Ohne die ausführliche Interpretation der Bilder darstellen zu können, dokumentiert sich auch hier sowohl auf einer ikonografischen, als auch einer ikonischen Ebene eine Veränderung von der Unordnung hin zur *unordentlichen Ordnung* (Abb. 4 und 5). Bereits auf der ikonografischen Ebene beim Abbild zum aktuellen Beruf (Abb. 5) zeigt sich die Ordnung in Form der Schriftzeichen auf dem Flipchartpapier, die wiederum durch die Unordnung der Stifte auf der Ablage des Flipchartständers gebrochen wird.

## *3.2 Die Nicht-Passung im Interview von Fritz Blau*

Die sich im Bild dokumentierende *unordentliche Ordnung* und die daraus gefolgerte *Suche nach dem passenden Platz* zeigt sich auch in seiner erzählten Berufsbiografie. In einer Passage zur Zeit nach dem Abitur geht Fritz Blau im

immanenten Nachfrageteil des narrativ-biografischen Interviews auf sein erstes Studium ein.

> Und dann war ich eben auch und dann dazu kam eben auch dass ich immer diese äh in dieses Studium gefahren bin und (1) dieses Betriebswirtschaft und ((lacht kurz)). Irgendwie auch (1) irgendwie auch sofort auch total einsam war. Weil wir hatten dann (1) da ist der Audimax in Großstadt 1 der hat irgendwie Platz für (kei=Ahnu) achthundert Leute oder so. Tatsächlich waren zu den Vorlesungen aber in den Erstsemestern da waren tausenddreihundert Leute da. Das heißt da waren statt achthundert Leute waren tausend Leute im Saal und dreihundert aber draußen auf der Treppe gesessen und haben per äh per Lautsprecher mitgehört. Und alle also in meiner Wahrnehmung alle so ordentlich und Schlips Krawatte Anzug und äh Aktenkoffer und Handelsblatt gelesen und so also ganz viele jedenfalls. Und der einzige der noch lange Haare und n selbstgestrickten Pulli und Birkenstocksandalen hatte den konnte ich immer ganz da hinten sehen da unten. Aber ich kam nicht an den ran. Ich kam nicht an den ran. Ich=der äh haben uns irgendwann mal zugewinkt und dann hab ich auch nichts verstanden von dem was da an Fächern gelehrt wurde und so. Und dann war ich da alleine (1) einsam mit (1) nem Studium was ich nicht verstanden hab in=mit=in Gesellschaft von tausenden von Leuten die mir nichts ges=gebracht und gesagt haben denen ich gar nicht anschlussfähig war.

Im Modus einer Beschreibung beginnt Fritz Blau das Thema ‚erstes Studium'. Es folgt eine Evaluation, dass er dort „sofort auch total einsam"[2] war. Aufgrund des Detaillierungszwanges von Erzählungen (vgl. Schütze 1983) muss er dies dem Interviewer weiter erläutern, was in Form einer Hintergrundkonstruktion im Modus der Beschreibung einer Situation im Hörsaal geschieht. Zu seiner Zeit gab es mehr Studierende als es Plätze im Hörsaal, wodurch Studierende auch auf der Treppe sitzen mussten. Neben dem, dass er physisch keinen Platz findet, fehlt auch die habituelle Passung zwischen ihm und den anderen Studierenden. Er beschreibt weiter, wie „alle so ordentlich und Schlips Krawatte Anzug und äh Aktenkoffer" trugen und es nur noch einen einzigen weiteren Studierenden gab, „der noch lange Haare und n selbstgestrickten Pulli und Birkenstocksandalen" hatte. Hier wird eine unüberwindbare Distanz zur

2 Zitate ohne Quellenangabe beziehen sich auf das Interviewmaterial des Forschungsprojektes.

Passung im Studium ausgedrückt, indem er nicht an den anderen Studierenden „ran“ kam, der zu ihm gepasst hätte. Die Barriere war so unüberwindbar, dass sie sich lediglich „irgendwann mal zugewinkt“ haben. Die Passage endet im Modus der Evaluation, dass er im Studium nicht „anschlussfähig“ war. In dieser Beschreibung dokumentiert sich, dass die fehlende Anschlussfähigkeit nicht auf anfängliche Passungsprobleme zurückzuführen ist, die jeden Studierenden betreffen und an die Sozialisationsprozesse anschließen, sondern dass sie weiterführender war, in dem Sinne, dass die Ordnung des Studiums, die sich durch die Studierenden ausdrückt, nicht zur Unordnung von Fritz Blau passte. Der einzige Zugang zum Studium, ein weiterer unordentlicher Studierender, blieb ihm verwehrt. Mit seiner Art und Weise passte er nicht in das Studium, er war „einsam“, sowohl was das Thema des Studiums, als auch die Personen darin betraf.

Diese *Nicht-Passung* zwischen ihm und seiner Umwelt wird auch in späteren beruflichen Passagen deutlich. Erst im Rahmen seiner Elternzeit kommt es zu einer ersten Passung. Fast schon romantisierend spricht er von den Treffen mit anderen Eltern und ihren Kindern:

> Also das das äh (2) das ist ne sehr markant weil ich seh das immer in mit Sonnenschein und immer mit Garten und immer mit den krabbelnden Kindern und (1) immer irgendwie nie langweili=immer Bewegung immer einer der in die Hose geschissen hat oder der sich äh=grade heult oder der irgendwie seine Sprache entdeckt.

Fritz Blau hat einen Platz gefunden, an dem er sowohl inhaltlich als auch die Personen betreffend anschlussfähig ist. Dieser ‚sonnige‘ Platz zeichnet sich einerseits dadurch aus, dass über die gemeinsamen Kinder eine Passung zwischen den Personen (sie befinden sich alle in der gleichen Lebensphase) und den Inhalten (die Entwicklung der Kinder) stattfindet. Andererseits ist dieser Ort gleichzeitig durch das Chaos der Kinder charakterisiert, indem es „nie langweili=immer Bewegung“ war. Damit findet auch in seiner Erzählung eine Suche nach der Passung zwischen ihm und seiner Umwelt in Form der Passung zwischen Unordnung und Ordnung statt. Zwar verbleibt er im weiteren Verlauf seiner Berufsbiografie nach der Elternzeit noch einige Jahre im Konzern, vollzieht dann jedoch einen horizontalen Wechsel hin zum Coaching, in dem er seinen Platz findet.

## *3.3 Die Suche nach dem passenden Platz in der Bildlichkeit von Fritz Blau*

Wie bereits weiter oben erwähnt, ist es das Merkmal der Bildlichkeit, dass diese bei einer geglückten Übersetzung mitübertragen wird (vgl. Boehm 1985, S. 455). Bei einer Interpretation zweier Medien geschieht dann: „Nämlich das In-Beziehung-Setzen von Sinngebilden mit einem korrespondierenden Medium, das deswegen gelingt, weil die Momente von Gleichheit und von Differenz in einer gemeinsamen Form des Übergangs sich als verbunden erweisen." (Boehm 1985, S. 455) Bild und Sprache gleichen sich hier, denn sie lassen diese Übersetzung zu; sie unterscheiden sich aber auch, denn sie bedürfen dieser Übersetzung. Damit ist eine ‚gemeinsame Ebene der Bildlichkeit' gefunden, an der beide Medien, Bild und Sprache, teilhaben.

Im vorgestellten empirischen Beispiel ließen sich Bild und Sprache über die *Suche nach dem passenden Platz* aufeinander beziehen. Im Bild dokumentiert sie sich über die spezifische Art und Weise der *unordentlichen Ordnung*, die sich sowohl in der Ikonik als auch in der Ikonografie findet und über die eine Passung zwischen den zwei zentralen Elementen des Bildes, Schrank und Person, hergestellt wird. Die entspannte Sitzposition von Fritz Blau auf einem Stuhl unterstreicht, dass er nun seinen Platz im Beruf gefunden hat. In der Sprache drückt sich dies über die Einsamkeit aus, die Fritz Blau zu Beginn seiner Berufsbiografie verspürt und die ihn durch seine gesamte Berufslaufbahn begleitet. Es ist die *Nicht-Passung* zwischen ihm und seiner Umwelt, sowohl zwischen ihm als Person und anderen Personen als auch zwischen ihm und den inhaltlichen Themen. Erst mit seinem letzten beruflichen Wechsel zum Coach findet er seinen Platz, eine Passung zwischen ihm und seiner Umwelt wird hergestellt. Dies dokumentiert sich beispielsweise auch in einer Reformulierung seiner Biografie. Durch den beruflichen Wechsel zum Coach hat er eine „Hochbegabung" und „Hochsensibilität" festgestellt, wodurch es zu einem „Perspektivwechsel" kam und er begonnen hat, sich „aus einer anderen Perspektive heraus zu betrachten". So können die *unordentliche Ordnung*, die sich im Bild dokumentiert, und die *Nicht-Passung* im Interview auf einer Ebene der Bildlichkeit in die *Suche nach dem passenden Platz* übersetzt werden.

Bevor im abschließenden Kapitel auf das Verhältnis der Bildlichkeit und der zentralen Kategorie der Dokumentarischen Methode, den konjunktiven Erfahrungsraum, eingegangen wird, soll noch im Folgenden der Typus *Suche nach dem passenden Platz* mit anderen Typen aus dem Forschungsprojekt in Beziehung gesetzt und davon abgegrenzt werden.

## *3.4 Abgrenzung des Typus Suche nach dem passenden Platz – komparativer Vergleich*

Zentrales Merkmal der Dokumentarischen Methode ist der komparative Vergleich bereits während der Analyse (vgl. Bohnsack 2014). Aus Darstellungsgründen wurde zunächst die Interpretation des Bildes und des Interviews von Fritz Blau als Eckfall für den Typus *Suche nach dem passenden Platz* vorgestellt, die jedoch bereits während der Interpretation komparativ zu den anderen Fällen angelegt war. Dabei unterscheiden sich Bild und Interview beispielsweise zum Eckfall von Karl Rot (vgl. Rundel 2021; Dörner & Rundel i. E.). Ohne diesen Typus hier ausführlich darstellen zu können, zeichnet er sich durch eine *permanente Herstellung der Handlungsfähigkeit* aus. Berufliche Wechsel dienen hier nicht der Suche nach dem passenden Platz, sondern der Verfolgung eigener Ziele, bei dem Beruf die Funktion zukommt, die eigene Person zur Geltung zu bringen. Dies dokumentiert sich im Bild durch eine spezifische Art und Weise des *Verbunden-getrennt-Seins* (vgl. Rundel 2021). Der Beruf verbindet sich mit der Person, jedoch verschmelzen beide nicht miteinander, sondern bleiben als eigenständige Sphären erhalten, um sich gegenseitig zur Geltung zu bringen. Im Interview dokumentiert sich bei Karl Rot eine Abkehr vom Beruf, sobald es „more of the same“ wird. Übernimmt die Routine die Führung, verliert er seine Handlungsfähigkeit und wechselt den Beruf (vgl. Dörner & Rundel i. E.).

Hierbei zeigen sich bereits zentrale Unterschiede zwischen dem Typus der *Suche nach dem passenden Platz* und der *permanenten Herstellung der Handlungsfähigkeit*. Während das Ziel der beruflichen Wechsel bei Ersterem die Herstellung einer Passung zwischen Person und Beruf ist und diese danach abgeschlossen sind, ist der Prozess der beruflichen Wechsel bei Letzterem unabgeschlossen. Hier ist die Herstellung des Selbst-Welt-Verhältnisses (vgl. Marotzki 1990) ein unabgeschlossener Prozess, der für den Typus konstitutiv ist. In Bezug auf das Erkenntnisinteresse des Forschungsprojektes nach Teilnahmeregulativen an Weiterbildung zeigt sich bei Ersterem eine Suche nach dem zur eigenen Person passenden Beruf. Weiterbildung hat hier die Funktion, einen Bildungsprozess zu begleiten, in dem eine Passung zwischen Selbst und Welt hergestellt wird. Bei Letzterem ist bei der Wahl der Weiterbildung handlungsleitend, einen Zugang zu einem neuen Beruf zu bekommen. Die Weiterbildung wird dementsprechend zielgerichtet ausgewählt und der Titel dient als ‚Einlassticket‘ für den neuen Beruf. Diese Personen müssen nicht in einem Bildungsprozess unterstützt werden, sondern benötigen Freiräume, in denen sie sich selbst verwirklichen können.

## 3.5 Methodologische Reflexionen aus den empirischen Ergebnissen

Im Verlauf des Forschungsprojektes und der Interpretation der Bilddaten stellte sich immer wieder die Frage, was denn eigentlich interpretiert und rekonstruiert wird: Bild und/oder Abbild? Während sich Boehm gegen den Begriff des Abbildes ausspricht (vgl. Boehm 1985), um das Bild in seiner Eigenlogik in den Vordergrund zu stellen und sich von der reinen Abbildlichkeit der Bilder abzuwenden, eröffnet die Dokumentarische Methode eine Perspektive, bei der zwischen dem Dokument und dem Dokumentsinn unterschieden werden kann. Dabei sind Bild und Sprache mit ihrem je eigenen Sinn dem Forschenden nie unvermittelt zugänglich, sondern immer nur über das objektivierte Bild in Form des Abbildes oder die fixierte Sprache in Form des transkribierten Textes. Abbild wird im Anschluss an Boehm nicht in dem Sinne verstanden, dass es Gegenständlichkeiten abbildet, sondern vielmehr als objektivierte oder fixierte Form des Bildes, das sich im Abbild repräsentiert. Damit wird über das Abbild ein Zugang zum Dokumentsinn des Bildes geschaffen. Dies spiegelt sich auch in den Begriffen Abbild, Denkbild und Erfahrungsbild wider, die Burkhard Schäffer und Olaf Dörner in einem Forschungsprojekt zu Alter(n)sbilder verwenden (vgl. Schäffer 2010; Dörner et al. 2011). Unter Abbildern verstehen sie materielle Bilder, wie Gemälde oder Fotografien, unter Denkbildern Stereotype und explizierbare Vorstellungen und unter Erfahrungsbildern innere bildliche Repräsentationen, die handlungsleitend wirken. Allerdings wird bei ihnen eine Trias entworfen, die „nicht zu einer Seite hin aufgelöst werden“ (Schäffer 2010, S. 213) darf. In dem hier verstandenen Sinne kann vielmehr von einer Dreiecksbeziehung (Abb. 6) gesprochen werden, in der sich einerseits Denk- und Erfahrungsbild im Abbild dokumentieren und aus dem Abbild heraus rekonstruiert werden können und andererseits Abbilder Denk- und Erfahrungsbilder beeinflussen. Die expliziten und impliziten Sinngehalte, die Schäffer und Dörner mit Denk- und Erfahrungsbilder bezeichnen, wären dann mit dem Begriff des Bildes zu fassen, die sich im Abbild, als materiellem Bild, dokumentieren und zu rekonstruieren sind.

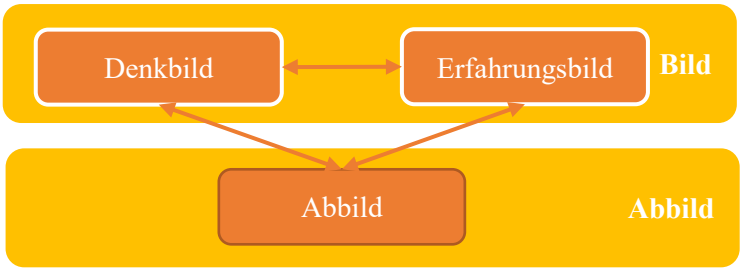


*Abbildung 6: Verhältnis Bild zu Abbild*

Wie Schäffer (2013) in seiner Analyse zu Metaphern zeigt, kann sich Bildlichkeit auch in Sprache ausdrücken. Die Bildlichkeit, so zeigte das empirische Beispiel, ist dann die Bild und Sprache vermittelnde Ebene, die aus Abbildern und dem Text rekonstruiert werden kann. Dieses Verhältnis von Bild und Sprache, auch in Bezug auf den konjunktiven Erfahrungsraum, wird im nächsten Kapitel aufgegriffen.

# 4 Das Verhältnis von konjunktivem Erfahrungsraum zur Bildlichkeit

Aus den empirischen Ergebnissen stellt sich nun die Frage, inwiefern die Bildlichkeit, als Übersetzung von Bild und Sprache, ins Verhältnis zur zentralen Kategorie der Dokumentarischen Methode, dem konjunktiven Erfahrungsraum, gesetzt werden kann. Während Bohnsack in seinen früheren Arbeiten die Rekonstruktion des Orientierungsrahmens fokussiert (vgl. u. a. Bohnsack 2012), differenziert er diesen in seiner grundlagentheoretischen Arbeit zur Praxeologischen Wissenssoziologie in einen Orientierungsrahmen im weiteren und engeren Sinne und rekurriert dabei auf die Kategorie des konjunktiven Erfahrungsraums als Orientierungsrahmen im weiteren Sinne (vgl. Bohnsack 2017). Dieser konstituiert sich aus der notorischen Diskrepanz zwischen Norm und Praxis, wobei er unter Norm Common-Sense-Theorien, institutionalisierte Normen oder Identitätsnormen versteht (vgl. Bohnsack 2017, S. 107). Die exterior gegebene Norm tritt damit in ein Spannungsverhältnis zur Handlungspraxis und konstituiert in der Bearbeitung dieser Praxis, also dem Wie des Modus Operandi, den konjunktiven Erfahrungsraum. Dabei steht die Norm jedoch nicht als soziale Tatsache im Sinne von Durkheim dem Akteur, der Akteurin gegenüber, sondern ist im Verhältnis zur Handlungspraxis in den konjunktiven Erfahrungsraum eingebunden. Der konjunktive Erfahrungsraum zeichnet sich entsprechend durch das Spannungsverhältnis zwischen den expliziten (Bohnsack spricht von der proponierten Performanz, da die Norm einerseits expliziert werden kann, andererseits aber auch an Handlungsrelevanz gewinnt) und den impliziten Wissensbeständen, die die Handlungspraxis leiten, aus. Es ist dann nicht mehr der Modus Operandi der Handlungspraxis, der den konjunktiven Erfahrungsraum konstituiert und als Ziel der Dokumentarischen Methode zu rekonstruieren ist, sondern das Wie des Modus Operandi, also das Wie der Bearbeitung der notorischen Diskrepanz zwischen Norm und Praxis.

Dieses Wie der Bearbeitung der notorischen Diskrepanz zwischen Norm und Praxis ist den Forschenden zunächst nie unvermittelt zugänglich. Um sie der empirischen Forschung zugänglich zu machen und Kriterien wie Nachvollziehbarkeit gerecht zu werden, müssen sie zunächst fixiert oder objektiviert werden. Als fixierte Daten stehen sie den Forschenden als Protokolle der Be-

obachtung, transkribierte Interviews, Gruppendiskussionen oder auch Abbilder zur Verfügung (auch die Beobachtung ist vermittelt, wird sie doch in Text oder Abbildern festgehalten). In der Entwicklung der Dokumentarischen Methode spielte die Gruppendiskussion eine zentrale Rolle, da sich, so die Annahme, in der Diskursorganisation der konjunktive Erfahrungsraum der Gruppe dokumentiert (vgl. Bohnsack 2014). Dadurch findet ein Wechsel der Analyseeinstellung vom Was zum Wie statt, in dem Sinne, dass nicht mehr zentral das betrachtet wird, *Was* gesagt wird, sondern *Wie* es gesagt wird, also welche Diskursorganisation sich rekonstruieren lässt. Arnd-Michael Nohl (2017) erweiterte diese Perspektive auf narrative Interviews, indem er in Anlehnung an Fritz Schütze davon ausgeht, dass sich in Erzählungen der Habitus der Person dokumentiert. Hier wird nicht über die Diskursorganisation auf die Praxis geschlossen, sondern durch die Textsortentrennung ein besonderes Augenmerk auf die Erzählung gelegt, in der sich die Praxis und die Erfahrungen der Befragten dokumentieren. In späteren Arbeiten zieht Bohnsack (2014) Panofsky und Imdahl heran und formuliert die Bildinterpretation als eines der zentralen Felder der Dokumentarischen Methode. Während in der Diskursorganisation und der Erzählung implizites Wissen rekonstruiert werden kann, dokumentiert sich in Bildern zudem inkorporiertes Wissen (vgl. Bohnsack 2017, S. 191).

Die fixierten Daten ermöglichen uns damit, Rückschlüsse auf die handlungsleitenden Orientierungen und den konjunktiven Erfahrungsraum zu ziehen bzw. diesen aus den Daten heraus zu rekonstruieren. Dabei ist jedoch zu beachten, dass die Rekonstruktion, die sich aus dem empirischen Material ergebende Theorie, selbst nicht abbildet, sondern bereits abstrahiert und dadurch nie den gesamten konjunktiven Erfahrungsraum erfassen kann. Mannheim spricht hier von der „Aspektstruktur des Denkens“ (vgl. Bohnsack 2014, S. 191) und auch Theodor W. Adorno greift diesen Gedanken auf, indem er sagt: „Sobald aber der Gedanke seine unaufhebbare Distanz verleugnet und sich mit tausend subtilen Argumenten auf die buchstäbliche Richtigkeit herausreden will, gerät er ins Hintertreffen. Fällt er aus dem Medium des Virtuellen heraus, einer Antizipation, die von keiner einzelnen Gegebenheit ganz zu erfüllen ist, kurz, sucht er anstelle von Deutung einfach Aussage zu werden, so wird alles, was er aussagt, in der Tat falsch.“ (Adorno 1951, S. 235) Bezogen auf das Bild deutet sich hier an, was bereits Boehm formuliert hat: Das Bild bildet selbst nicht ab, kann nicht eins zu eins in Sprache übersetzt werden und erzeugt als Bild selbst einen Überschuss an Sinn. Die Formulierung der Bildlichkeit ist damit selbst eine Abstraktion, die das Bild nie in seiner Gänze darstellen kann. So stellt der Jurist Julius Hermann von Kirchmann (1868, S. 187) in Bezug auf die Bildlichkeit fest: „In der Bildlichkeit liegt, daß das Schöne nicht die Sache selbst ist, sondern nur ihr Bild. Zur Bildlichkeit gehört als ein Reales, was die Unterlage abgiebt und von dem Bilde abgesondert besteht.“

Wie in den methodologischen Reflexionen bereits angedeutet, hat sich in der empirischen Arbeit jedoch gezeigt, dass Bild und Sprache mit ihrem je eigenen Sinn nie unvermittelt zugänglich sind, sondern jeweils aus dem Abbild und Text rekonstruiert werden müssen. Über die Bildlichkeit ist dann eine Übersetzung zwischen Bild und Sprache möglich, bei der die je eigenen Sinngehalte erhalten bleiben. Diese Übersetzung verbleibt jedoch auf der Ebene der Bildlichkeit in dem Sinne, dass sie selbst in Form von Metaphern geschieht (vgl. Schäffer 2013, S. 239), wie im empirischen Beispiel durch die *Suche nach dem passenden Platz*. Bild und Sprache unterscheiden sich also nicht nur, sondern konvergieren in der ‚gemeinsamen Ebene der Bildlichkeit'. Bezogen auf den konjunktiven Erfahrungsraum lässt sich sagen, dass sich dieser durch das *Wie* der Herstellung in Bild und Sprache ausdrückt und diese für die empirische Arbeit in Abbildern und Texten fixiert und objektiviert werden müssen (Abb. 7).[3] In diesen unterschiedlichen Fixationen kann sich der Erfahrungsraum ergänzend dokumentieren, so dass sich Bild und Sprache zu einem gemeinsamen Orientierungsrahmen im weiteren Sinne verdichten oder auf einen Teil des konjunktiven Erfahrungsraumes verweisen, der ins andere Medium nicht übertragbar ist.

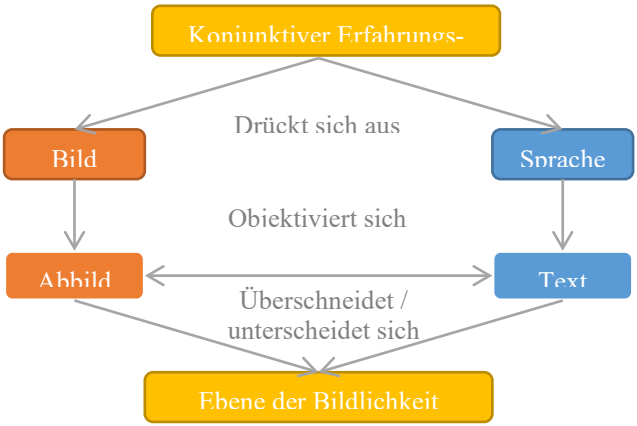


*Abbildung 7: Verhältnis konjunktiver Erfahrungsraum zur ‚gemeinsamen Ebene der Bildlichkeit'*

3 An dieser Stelle sei noch angemerkt, dass sich der konjunktive Erfahrungsraum auch in anderen Formen wie Tanz oder Musik ausdrücken kann. Um diese empirisch zugänglich zu machen, müssen sie jedoch auch fixiert werden. Man könnte dann beispielsweise Noten analysieren oder Tanz in Form einer Videografie.

Die besondere Bedeutung der Bildlichkeit zeigt sich auch im forschungspraktischen Vorgehen und der methodologischen Bedeutung beispielsweise von Fokussierungsmetaphern bei der Dokumentarischen Methode oder von In-vivo-Codes bei der Grounded Theory. In ihnen deutet sich mehr an, als explizit ausgedrückt werden kann. Gerade die Kontraste innerhalb der Metapher eröffnen einen Raum für Unbestimmtes, einen Raum der Leere, der mit den eigenen Bedeutungen gefüllt werden kann. Wie das Bild verbindet auch die Metapher „auf eine schöpferische Weise, ihre luftigen Konstrukte schwingen sich über die Abgründe des logisch scheinbar Verbindungslosen hinweg" (Boehm 1995, S. 16). Diese Leere und Unbestimmtheit ist Bild und Sprache (in Form der Metapher) gemein und lässt eine Hierarchie von Sprache gegenüber Bild genauso ungerechtfertigt erscheinen wie eine Präferenz des Bildes gegenüber der Sprache. Vielmehr gilt es, wie von Mitchell (2008) gefordert, Bild und Sprache in ihrer Wechselseitigkeit zu betrachten.

# 5 Forschungspraktische Konsequenzen

Ausgehend von diesen Überlegungen soll hier nochmals kurz dargelegt werden, welche forschungspraktischen Konsequenzen sich daraus ergeben und wie sich dies im Forschungsprojekt zeigt. Erstens bedeuten die angestellten Überlegungen, dass ein konjunktiver Erfahrungsraum nur aspekthaft in einer Datensorte repräsentiert ist. Erst durch die Hinzunahme weiterer Datensorten erschließt sich der weitere Raum, zeigen sich dominante Strukturen, aber auch Spannungen, die ihm inhärent sind. Manche Aspekte lassen sich besser als Bild darstellen, andere als Musik oder Sprache. Zweitens lassen sich Bild und Sprache über die Bildlichkeit in Beziehung zueinander bringen. Dies ist nicht selbstverständlich, sondern muss zunächst methodologisch begründet und empirisch rekonstruiert werden. Die Bildlichkeit verbindet dabei Bild und Sprache und erhält gleichzeitig die Differenz aufrecht. In Form des Textes kann dies beispielsweise über die Metapher ausgedrückt werden (vgl. Schäffer 2013), wie im empirischen Beispiel durch die *Suche nach dem passenden Platz*. Drittens muss beachtet werden, dass der Prozess der Artikulation, die lebendige Sprache oder das Malen eines Bildes, dem*der qualitativen Sozialforscher*in unzugänglich bleibt. Auch die ethnografische Beobachtung wird in Protokollen und Texten festgehalten und auch die Videografie hat es mit dem Problem zu tun, dass Sequenzen als Text verfasst werden und einzelne Szenen als Abbilder festgehalten werden müssen. Die Rekonstruktion des konjunktiven Erfahrungsraumes ist also gewissermaßen eine doppelte Rekonstruktion: Erst durch die Interpretation von Abbildern und Texten kann die Eigenlogik von Bild und Sprache rekonstruiert werden, die dann durch eine zweite Rekonstruktion über die Bildlichkeit auf den konjunktiven Erfahrungsraum verweisen. Oder anders ausgedrückt: Der konjunktive Erfahrungsraum

drückt sich in Bild und Sprache aus, die dann jedoch in Abbildern und Texten fixiert werden und jeweils daraus rekonstruiert werden müssen.

## 6 Ausblick: Berufsbilder bei beruflichen Wechseln

Im Forschungsprojekt zu Berufsbildern bei Menschen mit diskontinuierlichen Erwerbsbiografien konnte gezeigt werden, dass Bild und Sprache über die vermittelnde Ebene der Bildlichkeit zu einem konjunktiven Erfahrungsraum verdichtet werden können. Bild und Sprache partizipieren an dieser ‚gemeinsamen Ebene der Bildlichkeit' und spiegeln sich bei einer gelungenen Übersetzung darin wider. Im empirischen Beispiel konnte diese über Abbild und Text als eine *Suche nach dem passenden Platz* rekonstruiert werden. Im Abbild ließ sich eine Passung der *unordentlichen Ordnung* zwischen Fritz Blau und seinem Beruf rekonstruieren, im Text eine Passung von ihm zu seiner Umwelt, die ihn nach dem beruflichen Wechsel aus der belastenden Einsamkeit herausführte. Der konjunktive Erfahrungsraum konstituiert sich damit einerseits an einer Norm von Beruf, die mit Berufung einhergeht, bei der der Beruf eine identitätsstiftende und gesellschaftsintegrierende Funktion einnimmt (vgl. Herzog 2019). Andererseits hat sich im Text auf der Ebene der Handlungspraxis gezeigt, dass diese Passung nicht von Anfang an gegeben war und die Suche danach die Berufsbiografie von Fritz Blau begleitet. Erst durch den beruflichen Wechsel zum Coach hat er nun einen Platz in der Berufswelt gefunden. Damit ist ein Berufsbild umrissen, das sich von der Common-Sense-Ebene abhebt und neben der Vorstellung von einem Beruf (proponierte Performanz) auch die Handlungspraxis (performative Performanz) einbezieht. Das Berufsbild, im hier verstandenen Sinne, spannt einen konjunktiven Erfahrungsraum auf, der berufliche Wechsel jenseits der Common-Sense-Ebene verständlich macht. Während sich im Text vor allem der zeitliche Aspekt rekonstruieren lässt, dokumentiert sich im Bild das inkorporierte Wissen in Form der entspannten Haltung von Fritz Blau, das Angekommen-Sein, das Den-richtigen-Platz-gefunden-Haben.

In dem Artikel konnten die Aspekte nicht weiter ausgeführt werden, in denen sich Bild und Sprache widersprechen oder nicht in der Bildlichkeit konvergieren. Hier sei noch kurz darauf hingewiesen, dass sich einerseits in dem Forschungsdesign des Projektes im Bild keine zeitlichen Verläufe rekonstruieren lassen. Diese wiederum dokumentieren sich in den Erzählungen der Berufsbiografie. Andererseits dokumentieren sich im Bild inkorporierte Wissensbestände, die sich nicht in der Sprache wiederfinden. Hier kann weitere Forschung ansetzen, indem danach gefragt wird, an welchen Stellen sich Text und Abbild zu konjunktiven Erfahrungsräumen verdichten, an welchen Stellen sie sich widersprechen und wie dies den konjunktiven Erfahrungsraum konstitu-

iert. Bezogen auf den Gegenstand der beruflichen Wechsel könnte beispielsweise nach unterschiedlichen Berufsbildern zwischen den Generationen gefragt werden.

## Literatur


Adorno, T. (1951). *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Alexander, C. (2021). Vermittlung als Relationsgefüge – Wissenschaftliche Weiterbildung als Transformative Wissenschaft. In M. Ebner v. Eschenbach, & O. Schäffter (Hrsg.), *Denken in wechselseitiger Beziehung. Das Spectaculum relationaler Ansätze in der Erziehungswissenschaft*. Weilerswist-Metternich: Velbrück.

Boehm, G. (1985). Zu einer Hermeneutik des Bildes. In H.-G. Gadamer, & G. Boehm (Hrsg.), *Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften* (S. 444-471). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Boehm, G. (Hrsg.). (1995). *Was ist ein Bild?* München: W. Fink.

Bohnsack, R. (2012). Orientierungsschemata, Orientierungsrahmen und Habitus. Elementare Kategorien der Dokumentarischen Methode mit Beispielen aus der Bildungsmilieuforschung. In K. Schittenhelm (Hrsg.), *Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung: Grundlagen, Perspektiven, Methoden* (S. 119-154). Wiesbaden: Springer VS.

Bohnsack, R. (2014). *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden* (9., überarbeitete und erweiterte Auflage). Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Bohnsack, R. (2017). *Praxeologische Wissenssoziologie*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Dörner, O. (2013). Orte des Bildes. Überlegungen zur Topologie und lkonotopie dokumentarischer Bildinterpretation. In P. Loos, A.-M. Nohl, A. Przyborski, & B. Schäffer (Hrsg.), *Dokumentarische Methode: Grundlagen – Entwicklungen – Anwendungen* (S. 213-223). Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Dörner, O., Loos, P., Schäffer, B., & Wilke, C. (2011). Die Macht der Bilder. Zum Umgang mit Altersbildern im Kontext lebenslangen Lernens. *Magazin erwachsenenbildung.at*, *Ausgabe 13*, Kapitel 8, S. 1-11.

Dörner, O., & Rundel, S. (i. E.). Berufsübergänge: Optimierung und/oder Bildung? Zum Verhältnis von Optimierung und Bildung im Kontext der Beteiligung an wissenschaftlicher Weiterbildung. In S. M. Weber, C. Fahrenwald, & A. Schröer (Hrsg.), *Organisationen optimieren? Organisationspädagogische Beiträge*. Wiesbaden: Springer VS.

Herzog, L. (2019). *Die Rettung der Arbeit: Ein politischer Aufruf*. Berlin: Hanser.

Hoffmann, N. F. (2015). „There is no magic in triangulation"—Gruppendiskussionen und Gruppenfotos in Triangulation und Typenbildung. In R. Bohnsack, B. Michel, & A. Przyborski (Hrsg.), *Dokumentarische Bildinterpretation: Methodologie und Forschungspraxis* (S. 325-342). Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Imdahl, M. (1996). *Giotto. Arenafresken: Ikonographie, Ikonologie, Ikonik* (3. Aufl.). München: W. Fink.

Kirchmann, J. H. v. (1868). *Aesthetik auf realistischer Grundlage*. Berlin: Springer Verlag.

Mannheim, K. (1980). *Strukturen des Denkens*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Marotzki, W. (1990). *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie: Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Maschke, S. (2015). Zur Triangulation der Interpretationen von Interview und Porträtfoto: Spannungskonfigurationen im Habitus am Übergang zum Lehramtsstudium. In R. Bohnsack, B. Michel, & A. Przyborski (Hrsg.), *Dokumentarische Bildinterpretation: Methodologie und Forschungspraxis* (S. 217–238). Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Mitchell, W. J. T. (2008). *Bildtheorie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Nohl, A.-M. (2017). *Interview und dokumentarische Methode: Anleitungen für die Forschungspraxis* (5. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.

Pallesen, H., & Matthes, D. (2020). Praxeologische Perspektiven der Lehrer*innenprofessionsforschung. Reflexionen zum Einsatz von Bildvignetten als Erzählimpulse in Lehrer*inneninterviews. In S. Amling, A. Geimer, S. Rundel, & S. Thomsen (Hrsg.), *Jahrbuch Dokumentarische Methode, Heft 2*, S. 119-142.

Pfisterer, U. (2019). *Metzler Lexikon Kunstwissenschaft: Ideen, Methoden, Begriffe - Sonderausgabe.* Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung & Carl Ernst Poeschel GmbH.

Rundel, Stefan (2019): Chancen der wissenschaftlichen Weiterbildung bei beruflichen Übergängen in der Lebensmitte. In O. Dörner (Hrsg.), *Wissenschaftliche Weiterbildung als Problem der Öffnung von Hochschulen für nichttraditionelle Studierende* (S. 137-154). Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Rundel, S. (2021). Der Beruf als Selbstinszenierung – Berufswandel und Berufsbilder bei beruflichen Wechseln im Alter von 50+. In J. Engel, A. Epp, J. Lipkina, S. Schinkel, H. Terhart, & A. Wischmann (Hrsg.), *Bildung im gesellschaftlichen Wandel - Qualitative Forschungszugänge und Methodenkritik* (S. 45-62). Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Schäffer, B. (2010). Abbild – Denkbild – Erfahrungsbild. Methodisch-methodologische Anmerkungen zur Analyse von Altersbildern. In J. Ecarius, & B. Schäffer (Hrsg.), *Typenbildung und Theoriegenerierung: Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung* (S. 207-232). Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Schäffer, B. (2013). Die Versprachlichung des Bildes in bildhafter Sprache oder: Lkonizität und Metaphorik – zwei Seiten einer Medaille? In P. Loos, A.-M. Nohl, A. Przyborski, & B. Schäffer (Hrsg.), *Dokumentarische Methode: Grundlagen—Entwicklungen—Anwendungen* (S. 224-242). Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Schäffer, B. (2020). Typenbildung als Endprodukt von Prozessen Typenbildender Interpretation. In S. Amling, A. Geimer, S. Rundel, & S. Thomsen (Hrsg.), *Jahrbuch Dokumentarische Methode, Heft 2*, S. 23-48.

Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13(3), S. 283-293.

Stützel, K. (2019). *Jugendarbeit im Kontext von Jugendlichen mit rechten Orientierungen: Rekonstruktiv-praxeologische Perspektiven auf professionelles Handeln*. Wiesbaden: VS Verlag.

Wittpoth, J. (2011). Beteiligungsregulation in der Weiterbildung. In R. Tippelt, & A. v. Hippel (Hrsg.), *Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung* (5. Auflage, S. 771-788). Wiesbaden: VS Verlag.